

Susanna Herber, die Ehefeindin [Schluss]

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 48

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 48 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

30. November

Weltabgewandt.

Von Anna Burg.

Weltabgewandt, so will ich gehn,
Daß mich kein eitles Wünschen binde,
Und daß ich zu den reinen Höh'n
Die einsam stillen Pfade finde.

Weltabgewandt, nur so allein,
Kann ich des Lebens Sinn verstehen,
Und kann, abseits von Trug und Schein
Dem hohen Ziel entgegengehen.

Du lockend Weltbild, magst verwehn,
Ihr tausend Stimmen, laßt das Rufen!
Weltabgewandt, so will ich gehn,
Bis an des heil'gen Thrones Stufen.

Susanna Herber, die Ehefeindin.

Erzählung von Franz Odermatt.

3

Indessen ward die Lina vor den Richter gerufen. Als es wieder geschah — des Richters Haustüre ward jetzt beständig von spähenden Blicken bewacht —, wurde im Dorfe davon gesprochen. Susanna wehrte mit lautem und auffälligem Eifer jeden Verdacht von der Lina ab. Und als es hieß, sie habe alles gestanden, rief sie, Susanna: „Sucht einen andern Narren; mir hängt ihr den Bären nicht an!“

Doch mußte sie daran glauben. Das Gerede der Leute traf sie wie ein Hagelwetter; vernichtete, zerschlug ihre Saaten. Sie lief ins Haus, verbarg sich vor dem Hagel. Einige Tage ging sie nicht mehr auf die Straße und zur Kirche. Am nächsten Sonntag mußte ihr eine stille Messe in der Frühe des Morgens genügen. Bevor der Tag hell geworden, schlüpfte der verschüchterte Vogel wieder unter sein Dach im Hause des Bruders. Dieser aber wartete, zum Sonntag angekleidet, daß die Schwester mit ihm zur Kirche komme. Die Glocken läuteten. Susanna gewahrte des Bruders Harren und rief ihm zu: „Suche einmal den Weg allein zur Kirche.“

IV.

In diesen Tagen, da Susanna Herber ihr Leben innert den vier Wänden des Hauses zubrachte, schien ihr alles, was sie sah und hörte, feindlich. Sie schlief nicht, und tags hatte sie ein leises Säuseln in den Ohren, das ihr ein

sicheres Echo des Klatsches war, der im Dorfe über sie umherging. Sie wußte auch, wie geklatscht wurde. „Die Susanna Herber ist reingefallen. Schad' ist es um die verbißene Ehefeindin nicht.“

Sie stand am Fenster und sah die Leute straßauf und -abgehen. Hob einer den Kopf und schaute zum Hause empor, erriet sie gleich seine, des Vorübergehenden, Gedanken: „Da wohnt jetzt die, welche die brave Seraphina Jung in die schlimme Suppe der Lina Roth tunken wollte.“ — In ihrem Leben, in all den 45 Jahren, hatte Susanna nie so oft und eindringlich bei sich Einklehr gehalten. Dabei ward ihr Wesen innerlicher und freier. Sie schalt sich aus, zankte mit sich selber. Oft schien ihr etwas unwahr, sie selber oder das Erlebte. Aus der Stimmung, wie sie selbst zu sich war, gab sie den Gedanken anderer Menschen über sie eine Gestalt. Die „Esel“ und die „Narren“ waren in dieser Gesellschaft zahlreich.

Manchmal kamen die Klatschreden ihrer Freundinnen und Genossinnen wie eine Wasserflut auf Susanna zu. Sie hatte keine Wehr. Dann wurde ihr Fuß, der das Spinnrad trat, plötzlich still, die Hände hingen an dem Faden, den sie eben gesponnen hatte, und mit scharf gespannten Sinnen schaute und horchte sie aus sich heraus, den fernen, sich um sie beschäftigenden Dingen entgegen.

Eines Abends im Dämmerlicht zwischen Tag und Nacht war sie wieder so in ihre Vorstellungen eingesponnen. Sie hörte Maria in die Stube treten und sich zur Feierabendruh auf das alte harte Kanapee hinter dem Tisch niederlassen. Allein er hatte sich nicht gut gebettet, berstete bald laut auf, wälzte sich von der linken auf die rechte Seite, erhob sich wieder, dann verhielt er sich einen Augenblick lang stille. An Susanna ging das ungeduldige Pusten und Bersten, die Stille und alles langsam vorüber, sie ließen ihr keine Gedanken an den Bruder zurück. Aber jetzt hörte sie ein Wort ganz deutlich: „Die Seraphina Jung.“

Susanna wandte ihr Gesicht dem Bruder zu, der sich erhoben hatte, die Arme übereinanderkreuzte und den Kopf darüber hing.

„Was hast du gesagt, Maria?“

„Gesagt? — Nur für mich etwas,“ gab er zur Antwort, mit einer zögernden, verharzten Stimme.

Susanna ging zu ihm herüber. Er blieb sitzen, während die hohe edige Gestalt der Schwester fordernd neben ihm stand.

„Der Pfarrer hat mir ein Brieflein geschickt,“ begann Susanna, „er wolle mir schreiben, wenn ich nicht mehr in die Kirche und zu ihm komme, und wolle mir einen Rat geben, den ich nicht von der Hand weisen solle.“ Maria war verwundert. Susanna hatte ihm nie viel von sich erzählt, er schaute die Schwester fragend an und sah das weiße Papier des Briefes zernittert, aufgerollt, zwischen ihren knöchigen Fingern glänzen. Dann erzählte sie weiter:

„Wenn auch die Unschuld der Seraphina Jung bewiesen sei, so hätte ich ihr, meint der Pfarrer, doch schwer Unrecht getan. Ich sei ihr eine Abbitte schuldig. Ich soll's unter vier Augen tun, dann sei's abgetan. Wenn aber die Seraphina zum Richter lerne, gäb's zu dem ersten noch einen zweiten Skandal.“

Susanna sah mit ihren großen grauen Augen den Bruder an, der unter diesem Blick langsam den Kopf vom breiten Postament der Schultern und des Nackens emporhob. In seinem Blick war der Ausdruck eines durstigen Erwartens.

„Soll ich gehen?“ fragte die Schwester.

„Ja — wenn's der Pfarrer sagt.“

„Was der Pfarrer meint, weiß ich. Was ratest du mir?“

„Daß du gehen sollst.“

Sie sprachen nicht weiter darüber, und in der Stube ward die Dunkelheit dichter. Maria bewegte sich nicht auf dem Kanapee, aber plötzlich hörte man seine Stimme wie den Klang einer Glocke in der Nacht und das eine Wort: „Seraphina.“

Die fröhlichen Augen und das Lächeln des geliebten Mädchens schwebte im Klange ihres Namens in der dunklen, stillen Stube.

Susanna drehte das Spinnrad an und zupfte am mildhaarigen Flach. Nein, es ging nicht. Sie mußte heute festere Dinge unter den Händen haben. „Abbitten! Und wenn's der Pfarrer sagt, ich tu's nicht. Es ist eine verkehrte Welt. Die Braven kommen ins Unglück, und erhöht wird, wer's nicht verdient. Aber ich helfe nicht mit.“

„Die Seraphina verdient aber, daß ihre Unschuld an Tag kam,“ gab Maria schüchtern zurück. Aber jedes Wort war der Susanna scharf in die Sinne geklungen. Eine Weile dachte sie darüber nach und grübelte Gift daraus. Und dann schossen ihr plötzlich Tränen in die Augen und sie rief: „So begrabt mich, wenn ich nichts mehr sagen soll und jede meiner Meinungen wie Schnee zerrinnt.“

An diesem Abend sprachen die Geschwister kein Wort mehr zusammen.

Susanna konnte nicht schlafen. Im Kirchthurm schlug die Stunde. Sie zählte. Zehn Schläge. Es sollte später sein. . . . Schlägt's noch einmal? Nein, aber die Türe war behutsam ins Schloß gedrückt worden, in der Stube schlürfende Schritte. . . . „Wer da?“ rief die Jungfer.

„Niemand als ich, der Maria.“

„Wo kommst du her?“

„Es regt mich auf, der Mondschein. Drum bin ich noch eine Weile ausgegangen.“

„Gute Nacht.“

Maria kam bis zur Türe von Susannas Kammer. Wenn sie doch wüßte, wie es in seiner Seele brannte. Still und schleichend war er hinausgegangen bis vor ihr Haus und hatte nach dem erhellten Fenster ihrer Stube emporgespäht und gedacht: „Trittst ein; trittst nicht ein.“ Da ward aber das Licht gelöscht und der einsame Späher in eine trostlose unendliche Finsternis gestoßen.

„Morgen gehst doch hinüber und sagst ihr's,“ bat der Bruder.

„hm, will noch darüber schlafen.“

Am folgenden Tage machte sich Susanna gleich morgens auf den Weg. Sie ging am Stalle vorbei und sagte dem Bruder, der dort eine Arbeit machte: „Also gehe ich.“ — „Ja, es ist recht,“ antwortete er und schaute ihr nach. Lange verharrte er in der Stellung, wie er die frohe Botschaft erhielt: „Also gehe ich.“ Er hatte eben die „Sterni“ gemolken und den Eimer voll schäumender Milch in der Hand. Da ging die Schwester dahin. Was brachte sie ihm zurück? Sie wußte doch, sie sagte es ihr, der Seraphina, daß er sie liebte und gern zur Frau hätte! Sollte er der Schwester rufen und ihr den Auftrag geben? — „Su . . . saana!“ Aber die Stimme, aus heißem Blut emporgestiegen, aber gezügelt von seinem zaghaften, furchtsam schüchternen Wesen, erreichte die Schwester nicht mehr.

Die Jungfer Susanna ging fest auf ihr Ziel los, wie sie eben gewohnt war, jede Arbeit fest anzupacken. Es war für sie ein leidiger Handel, aber von Rührung und Reue spürte sie kein Fünkchen. Als aber das Haus vor ihr stand, ward's ihr schwerer. Mußte es sein, daß sie sich so erniedrigte? Da stand sie am Gartenspfortlein. Das Herz klopfte ihr. Drüben ging die Türe auf. Ein junger, schlanker, blonder Kerl schritt heraus und piff froh ein Liedlein. Mit der sichern Frißche und dem Reichtum seiner Jugend ging er an der Jungfrau vorüber. . . . Susanna schritt an dem Hause, wo sie eintreten wollte, vorbei, auf Umwegen heim zu.

„Und wie war der Bescheid?“ fragte Maria rasch.

„Ich brachte es nicht über mich,“ gestand die Schwester.

„Du . . .“ Maria war freideweiß geworden und stand mit hängenden Armen vor ihr.

„Was ist dir,“ rief sie erschreckt.

„Susanna! du mußt Frieden machen. Wenn du wüßtest, wie's mir ist.“ Jetzt schlugen alle Feuer aus ihm heraus und die Augen redeten, was der Mund verschließen mußte. — „Jesus! Sei doch zufrieden, daß du nicht Weib und Kind hast. — Ich kann dich nicht mehr lesen, Maria. Und früher war's doch so leicht. Dir zulieb will ich's doch machen,“ sagte die Jungfer, von des Bruders seltsamem Wesen gerührt. Eine hastige Eile kam auf einmal über sie. „Dem Bruder zulieb nehme ich noch einmal den Weg unter die Füße,“ dachte sie. „Und springe dem Teufel gleich auf den Grind.“

Es war ihr, der Winter drohe ihren Garten einzuschneien und sie habe noch den Kohl und die Rüben und die Blumen im Reif stehen.

Es war noch früh am Tage, als sie in das Haus trat, wo die Seraphina mit ihren Eltern und Geschwistern wohnte. Die Familie war zahlreich. Die jüngern Geschwister gingen noch zur Schule. Ein Bruder war erwachsen, der schlank schöne Mensch, der gestern der Susanna Angst machte.

„Grüß Euch, Jungfer. Seid eine Seltene bei uns. Willkomm,“ sagte die Mutter.

Susanna wurden gleich alle Waffen und scharfen Vorsätze entwunden. Sie kannte sich in dieser Luft heimeliger Häuslichkeit nicht aus und wußte nicht, was beginnen.

„Seraphina, weißt du, wo mein Geographiebuch steckt?“ rief der kleine Bruder und zerrte an Schwesters Schürze.

„Den Kopf verlierst du, wäre er nicht fest angewachsen,“ scherzte das Mädchen. Der große Bruder kam mit einer blutenden Hand von der Arbeit. Ein Holzsplitter hatte ihn verwundet. Seraphina legte ihm einen Verband an. Der Bruder aber, in fröhlicher, neckischer Laune, konnte nicht stillhalten, bis die Seraphina, die eine Weile das Spiel lächelnd mitmachte, ernst wurde und rief: „Halte still, großer Lappi.“

Susanna schlug die schöne Heimeligkeit dieses Familienlebens wie eine warme Welle entgegen. Sie setzte sich zur Mutter heran, die eine Flickarbeit vor sich hatte; dabei aber sah sie, Susanna, der Seraphina bei jedem Schritt nach. Sie hatte ihres Zieles vergessen. Und ihre Gedanken und Vorstellungen befanden sich bald wieder daheim in ihrer Stube. Aber die Seraphina ging dort auf und ab; ihr Bruder, der Maria, kam mit einem glücklichen, sonnigen Gesichte und nun begann zwischen ihm und dem Mädchen die fröhliche, verliebte Neckerei. Ihr Bruder war aber anders geworden. Leichteres Blut hatte er erhalten, Sonne in den Augen. So gefiel er ihr.

Da kam es wie das Leuchten eines Blitzes über sie: War er in das Mädchen verliebt? „Behüt der liebe Herrgott ihn und mich davor!“

Nein — der Gedanke war so aus ihrer raschen Art hervorgeschossen. So übel getan wär's am End' doch nicht, wenn es sein Begehrt ist und er in der Ehe mit ihr sein Glück zu finden meinte.

„Die zwei,“ sagte die Mutter, „hängen einander an, der Lorenz und die Seraphina. Er ist wirklich ein großer Lappi, der Bub, aber ein guter.“

Die Mutter hatte einen hellen Schein der Zufriedenheit auf dem Gesichte.

„Wie manchen Bub habt Ihr?“

„Fünf.“

„Jesus Maria,“ rief die Susanna, „geben die eine Arbeit und Sorge. Ich habe einen einzigen Bruder, und muß immer hinter ihm her sein, sonst . . .“

„Probiert und laßt ihn auf eigenen Füßen gehen. Er ist alt genug,“ sagte die Frau. Seraphina war hinausgegangen.

„Er hat das nie gelernt,“ erwiderte Susanna rasch.

„Eine Frau würde ihn lehren.“

„Ja, eine Frau. Früher habe ich gemeint, wenn der Maria eine Frau ins Haus brächte, käme der Teufel mit ihr. Aber ich fange an, mit andern Augen über die Dinge des Lebens hinwegzusehen. Wenn mein Vater und meine Mutter nicht zusammengekommen wären, lebte ich auch nicht, und mein Bruder nicht.“

Seraphina trat in die Stube und setzte sich an den Tisch neben die Mutter zu einer Näharbeit.

„Er hat ein hübsches eigenes Heim, der Bruder.“

„Und trüge eine Frau auf den Händen. Aber ich müßte sie für ihn suchen. So ist er, schüchtern, ich wette, wenn ich ihn schickte, er ginge; vor dem Mädchen aber bliebe er mit rotem Kopfe stehen und brächte kein Wort hervor. So einer war auch sein Vater selig, hat die Mutter gesagt. Drum meinte sie, soll ich den Bruder führen.“

„Und war ein guter Mann, nur zu früh ist er gestorben,“ meinte Frau Jung.

Seraphina hob Faden und Nadel nahe zum Auge empor, sie mußte scharf einsehen, den Faden durch die winzige Oeffnung zu ziehen. Der erste Versuch war mißlungen, sie wurde rot und nahm die Arbeit noch näher vors Gesicht.

Susanna sah in dem braunen Haar des Mädchens die Sonne, hinter der weißen Haut der Stirne das Blut in warmen Gluten schimmern. Es kam ihr in Sinn, wie eines Abends Maria aus stillen Gedanken heraus laut den Namen des Mädchens aussprach. Und sie dachte weiter an die Gärung in seinem Innern, an das geheime Verlangen und Wünschen, aus denen dieser Name aufstieg. Alles, alles verstand sie jetzt. Und sie begann wieder: „Es ist natürlich, daß ich für ihn rede, auch wenn es um eine Frau geht. Ich glaube, er käme allein nicht dazu. Ich hielt ihn eben immer am Bündel und habe oft für ihn gehandelt um Sachen, die Männer angehen. Und ich will's nun weiter tun, bis ihn eine Frau zum Manne macht. Die Seraphina, Eure Tochter, die gefällt ihm. Auch mir wäre das die rechte.“

Frau Jung schaute ihre Tochter an, die das rote Köpfchen tief über das Nähzeug beugte. Endlich sagte Seraphina mit einer stillen, glücklichen Beängstigung:

„Jungfer Susanna, bis jetzt wußte der Bruder nichts anders, als alles das gut und wohlgetan zu befinden, was Ihr ihm zeigtet. Er ist lange ein großes Kind geblieben, das an der ältern Schwester Hand ging. Männer, die spät selbständig werden, bleiben nur um so stärker und dauerhafter. Zu seiner Frau muß er ganz allein den Weg finden und nur sich selber folgen.“

„Ich habe ihm nie Eine gerühmt; nein, nein, auch Euch nicht. Und wenn er's glaubte . . . Ich meinte immer, es wäre ihm wohl bei mir. Aber nein, ich werde alt und



Pruntrut (Generalansicht).

kann ihm nicht so viel sein, wie eine junge Frau, die ihn aufheitert. Ich habe ihm gewiß nur zu lange Schatten gemacht. Jetzt gehe ich aus dem Wege.“

Aber noch etwas Gutes, recht viel Gutes, wollte sie für ihn tun, ehe sie ging. Susanna ward ernsthaft erschreckt von einem schweren Schuldbewußtsein, das sie wieder gut machen mußte. Alles trieb sie an, mit vollen Segeln auf das neue Ziel loszufahren.

„Seraphina, versprecht mir: Ihr sagt nicht nein, wenn der Maria fragen kommt,“ bat die Ehefeindin eindringlich.

Das Mädchen barg das verschämt-glücklich lächelnde Gesicht in ihr Nähzeug. Das Herz klopfte ihr. Sie suchte nach einer Antwort, die züchtig, bescheiden wäre. Der Sturm ihres Glücks riß ihr aus der Sehnsucht nach dem im stillen geliebten Mann das Wort heraus: „Wann, wann kommt er?“

Als Susanna nach einer Stunde heimkehrte, war in ihr das Gefühl, sie habe ein großes Werk vollbracht. Und dieses Empfinden hob sie fast von der Erde empor. Sie legte sich schon alles zurecht, wie es werden sollte: ihr genügte ein Zimmer im zweiten Stock; das junge Paar sollte ganz allein schalten und walten im Hause und sich lieb haben — immer lieb haben.

— Ende. —

Bei den Fürstbischöfen von Basel.*)

Von Gonzague de Reynold. Autorisierte Uebersetzung von Hedwig Correvon.

Der Verfasser nachstehender Skizze, Herr Gonzague de Reynold, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Berner Universität, hat sich in seinem Buch „Cités et Pays Suisses“ als feiner Kenner der Schweizer Verhältnisse und geistvoller Interpret der Schweizer Geschichte ausgewiesen. Herr de Reynold stammt aus einer alten Freiburger Patrizier-Familie; Herkunft, Erziehung und Studium gaben seiner Betrachtungsweise die katholisch-ultramontane Richtung. Gerade weil wir uns im Gegensatz zu dieser Richtung fühlen, veröffentlichen wir gerne seine volksthümlich-historische Skizze über den Berner Jura. Im Jahrgang 1915 dieses Blattes (Nr. 47 und 48) war unsern Lesern aus der Feder des Berner Historikers Dr. S. Brugger die entgegengesetzte historische Auffassung der Verhältnisse geboten. Brugger stützte sich auf Virgil Rossels „Histoire du Jura bernois“. Die Herrschaft der Fürstbischöfe hat bei Rossel ein wesentlich anderes Gesicht als

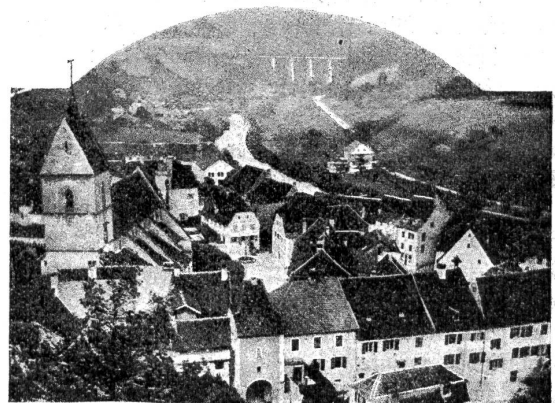
bei de Reynold; der politische Mord an Bequignat wird nicht entschuldigt; auch das heutige Verhältnis zwischen dem alten und neuen Kantonsteil erfährt eine andere Beurteilung in dem Sinne, daß die Jurassier aus der Verbindung mit Bern halt doch große Vorteile zogen, für die sie dankbarer sein sollten als sie sind. Doch wie gesagt: Audiatur et altera pars; unsere Leser werden mit Interesse der Darstellung de Reynolds folgen. (D. Red.)

I.

Wie der Jüngste der Familie unten am Tisch auf einem Stühlchen bei der Türe am Luftzug sitzt, also ist der Berner Jura abseits am äußersten Rand der Schweiz zur Hälfte sogar außerhalb der Grenzpfähle gelegen. Er wird selten besucht: kaum daß man nachts auf der Reise von Genf nach Basel durchfährt. Man kennt die Leute, die ihn bewohnen, schlecht: man weiß, daß sie französisch mit einer fränkisch-hochburgundischen Aussprache reden; daß sie sich der Uhrenindustrie oder auch der Pferdezücht widmen, daß sie in Dörfern wohnen, die in eintönigem Talgrund liegen und sehr wenig Eigenart aufweisen, daß sie mit Bern eine Bernunftheirat eingehen mußten, und Bern nicht allzusehr lieben, was dieses sie von Zeit zu Zeit entgelten läßt. Dies sind die althergebrachten Anschauungen, die Vorurteile des Schweizlers, selbst des Westschweizers, über das alte Fürstentum Basel, dessen Geschichte er nicht kennt.

Diese Geschichte ist die eines Volkes, das durch Zufall, Politik und ohne Zweifel auch Mangel an Gesamtwillen daran verhindert wurde, sein eigenes Leben zu leben: es hat immer davon geträumt, frei und schweizerisch zu sein. Es hätte den dreiundzwanzigsten Kanton bilden können und sollen; aber seit dem Wiener Kongreß ist es eine bernische Provinz.

Die Natur selber scheint ein Hindernis zur Selbständigkeit, zur Unabhängigkeit des Berner Jura gewesen zu sein. Auf den ersten Blick erscheint uns dieses Land wie ein ganz ausgeprochenes, in sich abgeschlossenes Gebiet. Aber nehmen wir die Karte, legen wir sie über das Arie: wir zählen sieben von Gebirgszügen geschiedene, infolge der Flußläufe nach verschiedenen Richtungen verlaufende Täler. Denn meist muß ein Engpaß, eine Schlucht, ein Gewölbe, ein Tunnel durchquert werden, um vom einen Tal ins andere zu gelangen. Das Münstertal ist zur großen Mehrheit protestantisch; es stellt die Verbindung zu Biel, dem Aaretal, dem schweizerischen Flachland dar; es empfängt sein Lo-



St. Ursanne (St. Ursitz) im Berner Jura.

*) Aus: Gonzague de Reynold: Cités et Pays Suisses. Verlag Payot & Cie., Lausanne.

lungswort von Bern, mit dem es seit 1486 durch das Band eines gegenseitigen Schutzvertrages verknüpft ist. Das Uhr-